

Die einen vergöttern ihn als letzten Pult-Metaphysiker, die anderen ächten ihn als maßlosen Polemiker und radikalen Verweigerer der Tonkonserve: Sergiu Celibidache, seit 1979 Chef der Münchner Philharmoniker. Legendar sind nicht nur seine Anfänge im Trümmer-Berlin als Statthalter Furtwänglers bei den Berliner Philharmonikern, sondern auch die Dauer seiner Bruckner-Sinfonien, sein Probenfanatismus, die unbarmherzige Kollegenschelte. Nun ist eine neue Biographie über den Dreiundachtzigjährigen erschienen. Geschrieben hat sie „Spiegel“-Redakteur Klaus Umbach, einschlägig vorbekannt als Autor der „Geldscheinsonate“.

Wer annimmt, daß der Zusammenprall von beißender „Spiegel“-Schreibe und galliger Journalistenverachtung in fulminanter Hochspannungslektüre resultiert, wird nicht enttäuscht. Tatsächlich bedienen vor allem die Kapitel-Headlines das reißerische Idiom von Umbachs journalistischem Über-Ich. In Darstellung und Recherche indes gelingt es ihm überzeugend, auch dem subtileren Über-Ich des schwierigen Maestro gerecht zu werden. Dies nicht nur Zeichen einer geheimen Faszination, sondern auch Frucht einer intensiven, mehrjährigen Zusammenarbeit. Korruptiert hat das aber offenbar keinen von beiden: Umbach bleibt immer jenseits von Weihwasser oder Galle bei fairer Reportage – und Celi wollte weder Manuskript noch Buch lesen.

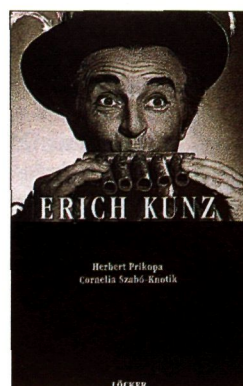
So erfahren wir in acht Kapiteln wenig Bekanntes aus Celis rumänischer Jugend, der Aufbauarbeit mit den Berliner Philharmonikern 1945, wo der fremde Nobody über Nacht zum genialen Faszinosum wird, und

aus den bunten Wanderjahren durch viele Länder nach Furtwänglers Rückkehr und Karajans Nachfolge. Revue passieren die italienischen Jahre, die festen Stationen in Kopenhagen, Stockholm und beim RSO Stuttgart, schließlich seine letzte Herausforderung als GMD in München, wo er die Philharmoniker in die musikalische Spitzenliga führt. Beleuchtet werden seine Klasse als Orchestererzieher, wahrscheinlich Celibidaches größte Leistung, der Wandel vom vulkanischen Irrwisch zum philosophierenden Guru und absoluten Verfechter einer prämodernen Konzert-Metaphysik des „Hier und Jetzt“. Zur spannenden Chronik kulturpolitischer und feuilletonistischer Grabenkämpfe in München gibt es schließlich den reizvollen Kontrapunkt der pastoralen Familienidylle auf dem französischen Landsitz, wo wir – wen wundert's – einen Blick auf Celis Kompositionsskizzen werfen dürfen. Umbach läßt kein Urteil Celis über die Dirigierkollegen aus, arbeitet die Skandale um die Auftritte von Anne-Sophie Mutter bis Jessye Norman auf und beleuchtet die fragile Beziehung zum wahlverwandt schwierigen Arturo Benedetti Michelangeli.

Statt Reflexion und Deutung bevorzugt er allerdings eher ausführliche Zitate aus Zeitungskritiken. Zu kurz kommen auch alle Fragen der musikalischen Interpretation. Enttäuscht wird, wer sich Aufschluß über die Hintergründe von Celis musikalischer Weltanschauung erhofft, vor allem seine intellektuelle Verbindung zur Phänomenologie Husserls. Umbach erledigt das zentrale Thema journalistisch elegant, aber ohne Tiefgang mit einer Zitaten-Batterie aus Celis einschlägigen Kursen: Ungerührt läßt er die Sphinx im eigenen Nebel wabern.

Trotzdem entstand ein umfassendes, faires und konturenscharfes Portrait des „anderen Maestro“, ebenso spannend für Liebhaber wie für Verächter. *Klaus P. Richter*

Klaus Umbach:
Celibidache – der andere Maestro.
Piper Verlag, München
1995, 336 S., 16 s/w Fotos,
DM 44,—



Die längst fällige Biographie über einen der populärsten Sänger der Nachkriegszeit wurde vom Wiener Volksopernmitglied Herbert Prikopa und einer Co-Autorin mit kollegialem Respekt sehr rechtschaffen, ja mit ein bißchen Biederkeit verfaßt. Dessen ungeachtet kommen alle Facetten des für seine Pointen und Extempores berühmten, auch auch abseits der Bühne sehr schlagfertigen und wendigen Wiener Kammersängers treffend zur Geltung.

Erich Kunz stammte aus einer gutbürgerlichen Familie, mußte daher zunächst einen „seriösen“ Beruf ergreifen. Nach dem abgebrochenen Welthandelstudium brachte er es rasch zum Prokuristen in einer Fabrik, die Scharniere herstellte, bevor er ergänzend zum Gesangsunterricht die Opernklasse von Hans Duhan in der Wiener Akademie belegen durfte. Von dort weg engagierte ihn 1935 der heute populäre Schauspieler und Regisseur Franz Stoss nach Troppau, wo der junge Kunz sofort gewichtige Baßpartien wie Kezal und Osmin zu singen hatte, die in seiner großen späteren Karriere keine Rolle spielen sollten. Erst in seinem dritten Engagement, ab 1937 in Breslau, bekam er drei seiner wichtigsten Glanzpartien: Figaro, Papageno und Beckmesser. Die bizarre Wagner-Figur ebnete ihm den Weg an die Wiener Oper (1941), schon 1943 erntete seine Verkörperung des zwanghaften Merkers in Bayreuth einen Riesenerfolg. Kunz war nach dem Krieg eine Säule des

legendären Wiener Mozart-Ensembles um Josef Krips, somit auch eine Säule der Salzburger Festspiele, wo er seit 1941 in sieben Rollen über hundertmal aufgetreten ist. Eine echte Weltkarriere führte ihn auch in die bedeutendsten Häuser, nach New York, Mailand und London. Die Autoren würdigen die enorme Gestaltungskraft und vis comica dieses unübertroffenen Papageno-Darstellers, sie verweisen nachdrücklich auf Kunz' stimmliche Kapazität und gute Technik. Seine staunenswerte Vielseitigkeit ließ ihn als graumelierten Bonvivante oder als flotten Caramello in der Operette, aber auch als seriösen Schauspieler in etlichen Filmen bestehen. Und wer singt Wiener-Lieder zugleich so schön, mit Gemüt und maßhaltenem Geschmack?

Den Band ergänzen 60 zum Teil bisher unveröffentlichte schwarz-weiß Fotos und diverse Statistiken, darunter ein Rollenverzeichnis und eine etwas konfuse Diskographie.

Hermann Schönegger

Herbert Prikopa, Cornelia Szabó-Knotik: Erich Kunz.
Löcker-Verlag, Wien 1994,
173 S., 60 s/w Abb., DM 54,—



In der Reihe der Rowohlt-Monographien ist soeben eine neue Darstellung Robert Schumanns erschienen. Zu den Standard-Informationen im Anschluß an den Text, also Werkverzeichnis, Zeittafel, Zeugnisse sowie Bibliographie tritt nämlich für Clara Schumann, deren Persönlichkeit durchweg stärker in den Vordergrund rückt als zuvor und erst dadurch die Gestalt Schumann voll aufzuschließen hilft.

Barbara Meier: Robert Schumann. Rowohlt-Verlag, Reinbek 1995, 160 S., zahlr. s/w-Abbildungen, Notenbeispiele, DM 12.90.—